

täten. Es zeigt, “was es zeigen kann” (136). Als kritische Auseinandersetzung mit Wiesing versteht sich der unmittelbare anschließende Beitrag von Bruno Haas, der u. a. darauf verweist, dass die verschiedenen Zeigmöglichkeiten eines Bildes keineswegs das gleiche Potential besitzen müssen und es somit durchaus zur Aufgabe eines Museums zählen kann, das herauszuarbeiten, was einem Bild “vor allem” zu eigen ist (153). Dem offenen Potential des Bildes bei Wiesing hält er das spezifische Potential entgegen, das bereits in der Struktur eines Bildes niedergelegt und begründet sei.

Insgesamt gibt die Lektüre der unterschiedlichen Beiträge Einblicke in interdisziplinär relevante Fragestellungen und Perspektiven über historische Bedingtheiten und gegenwärtige Chancen von “Sammlungsinstitutionen” im komplexen Beziehungsgeflecht von Macht, Wissen und Teilhabe. Auch wenn die vorgelegten Beiträge immer wieder auf Vertrautes zurückgreifen, so bieten sie Disziplinen übergreifend eine Vielzahl von Anregungen, die die Lektüre unabhängig vom eigenen fachlichen Hintergrund empfehlenswert machen.

Michael Kraus

**Humboldt Lab Dahlem** (Hrsg.): Prinzip Labor. Museumsexperimente im Humboldt Lab Dahlem. Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung, 2015. 288 pp. ISBN 978-3-89479-954-0. Preis: € 24,95

Das Buch ist anlässlich des Abschlusses eines vier Jahre (2012–15) von der Kulturstiftung des Bundes mit 4,1 Millionen Euro geförderten Projektes (Humboldt Lab Dahlem, im Folgenden “Lab”) erschienen, in Zusammenhang mit einer Ausstellung, in der die unterschiedlichen “Experimente” des Lab nochmals präsentiert wurden. Obgleich als Herausgeber des Buches “Humboldt Lab Dahlem” signiert, ist es jedoch das Werk von Martin Heller, in der Schweiz bekannt geworden durch seine Organisation der Schweizer Landesausstellung Expo 02. Vergeblich warb er hingegen für Bremen als Kulturhauptstadt, was ihm aber für Linz 2009 gelang. Die Bremer Verbindungen halfen ihm jedoch zum Sprung nach Berlin, als ihn Bernd Neumann, ehemals Landesvorsitzender der CDU in Bremen und von 2005–13 Staatsminister und Beauftragter für Kultur und Medien, mit der Aufgabe betraute, die Agora des Humboldt-Forums in Berlin zu planen, d. h. das Erdgeschoss mit seinen unterschiedlichen Nutzungen.

Das Buch “Prinzip Labor” ist in vier Kapitel mit einer Einführung und einem Anhang gegliedert und besteht aus einer Fülle von sehr kurzen Texten mit zahlreichen Farbfotos. In der Einführung kommen die Protagonisten des Lab zur Sprache. Hortensia Völckers, künstlerische Direktorin der Kulturstiftung des Bundes, meint, das Museum müsse ein Ort der “Verlebendigung” (9) werden und nennt als Beispiel eine hinduistische Ritualinstallation des Lab. Damit soll die “Multiperspektivität” (9) einer Sammlung erhöht werden. Und sie erwähnt natürlich die zeitgenössischen Künstler, die angeblich “quer stehen zur wissenschaftlichen Ordnung einer Museumseinrichtung” (10). Wenn an einem Museumsobjekt ein Ritual ausgeführt oder ein Künstler aus Pakistan bzw. einem anderen für uns exotischen Land im Museum eine offene

Werkstatt unterhält, so ist das keine “neue Form der Teilhabe” (10) des Publikums, sondern ist schon vor vielen Jahren in ethnologischen Museen praktiziert worden.

Hermann Parzinger, Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, bezeichnet das Lab als einen “Meilenstein auf dem Weg zum Humboldt-Forum” (13). Immer wieder kommt zum Ausdruck, dass das Humboldt-Forum mehr sein soll als ein Museum, ja, nach Parzinger darf es kein “altmodisches ‘Völkerkundemuseum’” (13) werden. Auffallend dann seine Kritik am erfolgreichen “Musée du Quai Branly”, dem er eine “Ästhetisierung”, ja sogar “Re-Exotisierung” (13) vorwirft. Immerhin sagt er, dass die “Experimente” kaum zusätzliche Besucher in die Dahlemer Museen anlocken konnten und sie “bisweilen ‘verkopft’” (14) waren, doch die entscheidende Frage, welchen Gewinn sie wirklich für die Gestaltung der Ausstellungspläne für das Humboldt-Forum hatten, beantwortet er nicht.

Im dritten Einführungskapitel “Ein Labor als Geschenk und Verpflichtung” kommen dann auch die anderen Protagonisten gemeinsam zu Wort: Martin Heller, die beiden Direktoren Viola König (Ethnologisches Museum) und Klaus Ruitensbeek (Museum für Asiatische Kunst), und die Geschäftsführerin des Lab, Agnes Wegner. In einem kurzen Rekurs wird auf die Problematik des Wiederaufbaues des Schlosses eingegangen. Doch dieser bezieht sich nicht nur auf die Fassaden, sondern auch auf die Festlegung der Raumfolgen und -höhen – was für die geplanten Ausstellungen gravierende Folgen hat. Die vier Autoren erwähnen auch die “ambivalente Resonanz” (19) auf die Ausstellung “Anders zur Welt kommen”, die 2009 aus politischen Gründen im Eiltempo aus dem Boden gestampft wurde. Sie begründen diese Rezeption damit, dass es einen “Widerstand ... gegen die Beibehaltung und ... gegen jede Präsentation insbesondere ethnologischer Sammlungen, die wesentlich in der Kolonialzeit zusammengetragen worden waren” (19) gegeben habe. Im Jahre 2008 aber hatte gerade Parzinger darum gebeten, mit den “Schätzen der Museen” eine Begründung für die Notwendigkeit des Humboldt-Forums in die Öffentlichkeit zu tragen. Durch den Einsatz von Künstlern, Designern und anderen Externen des Museums sollte das Lab für die ethnologischen Sammlungen diese Kritik entkräften.

Den Abschluss der Einführung bildet ein Text von Martin Heller. Er beginnt ihn mit einer von ihm konstruierten “Notlage” (23). Es ist aber keinesfalls so, wie er es suggeriert, dass die Kuratoren nur die Zahl der Objekte festgelegt und die Gestalter diese dann in eine Ausstellung gepackt hätten. Was er verschweigt, ist, dass die Wissenschaftler in Dahlem schon in den 90er Jahren für neue Dauerausstellungen in Dahlem Workshops, Diskurse und konkrete Gespräche mit Ausstellungsmachern geführt hatten. Hier wird also eine Causa für die Rechtfertigung des millionenschweren Projektes gesucht. Besonders fragwürdig sind seine Aussagen wie: “dass einige Museumsmitarbeitende für die Belange solcher Planungsarbeit erst sensibilisiert und qualifiziert werden mussten, um ihre Aufgabe wahrnehmen zu können” (25). Heller übt hier eine massive Kritik nicht nur an den Mitarbeitern der Museen, sondern auch an der Planung der Staat-

lichen Museen zu Berlin. Diesem, von ihm festgestellten Mangel, die "Asymmetrie zwischen den gewaltigen Ressourcen" für den Bau und den "kargen Mitteln, mit denen seine Inhalte erarbeitet werden müssen" (25), sollte sein Lab abhelfen.

Die rund dreißig Einzelprojekte bzw. Experimente fanden alle in Dahlem statt. Dazu wurden teilweise Räume der bisherigen Ausstellungen geräumt. Heller spricht von "unheilige[n] Allianzen ... wenn die kritische Berliner Öffentlichkeit dem Lab vorwarf, Steigbügelhalter des politisch und ideologisch ungeliebten [Humboldt-]Forums zu sein, während in Dahlem die Alltagsroutine erhebliche Widerstandskräfte entwickelte" (28). Tatsächlich waren in der Anfangszeit viele Probleme damit begründet, dass die von Heller beauftragten Akteure keinerlei Museumserfahrung besaßen und oft willkürlich auf die Sammlungsbestände zugriffen, ohne den Rat von Restauratoren und Kuratoren einzuholen. Außerdem standen die Experimente meistens unter einem erheblichen Zeitdruck, so dass z. B. die zu Beginn 2012 geplanten Veranstaltungen und Ausstellungen gar nicht stattfanden, was später jedoch nicht mehr erwähnt wurde. Ein häufig in diesen Zusammenhängen genanntes Desiderat ist das Erzählen, den bisherigen Konzepten von Dahlem für das Humboldt-Forum hätte die "erzählerische Dimension" (29) gefehlt. Ausstellungen sind nach Heller "Erzählungen im Raum" (23), Geschichten erzählen wird zum Imperativ, die Subjektivität des Erzählers wird Programm, das Verstehen von kulturellen Zusammenhängen, einst wichtiger Bildungsauftrag völkerkundlicher Museen, wird zum verstaubten Museumsgut im Verständnis von Parzinger. Heller spricht aber auch an, dass für die Ausstellungsplanung im Humboldt-Forum die "Entscheidungskompetenzen unklar blieben" wegen der parallel zu den Dahlemer Museen aufgebauten Strukturen (Stabsstelle des Humboldt-Forums, Geschäftsstelle Humboldt Lab), was zu heftigen internen Auseinandersetzungen führte. Einzig Agnes Wegner spricht es deutlich aus: "Manchmal war es kaum auszuhalten, wie wenig kollegial Positionen formuliert wurden" (49). Tatsache ist, dass nur einige der Kuratoren die Möglichkeit wahrnehmen konnten und wollten, am Lab teilzunehmen, oft auch deshalb, weil sie ihre Ideen und Vorschläge bei der alles kontrollierenden und für sie in den Entscheidungen intransparenten, sogenannten "Steuerungsgruppe" (Gremium für die Auswahl der Projekte) nicht durchsetzen konnten oder gar nicht erst zur Sprache brachten. Daher ist es aufschlussreich, wenn Heller schreibt, dass das Projekt zu einer "mentalenen Öffnung, die museumsintern zu spüren war" geführt habe mit "Gelegenheiten für einige KuratorInnen und insbesondere auch jüngere WissenschaftlerInnen, eigene Anliegen und Ideen in eine publikumswirksame Form zu bringen" (30). Dabei ist festzuhalten, dass seit 2012 den Kuratoren des Ethnologischen Museums untersagt war, eigene Sonderausstellungen zu planen, und daher besonders junge Volontäre und externe Mitarbeiter aufgefordert wurden, sich im Rahmen des Lab zu profilieren.

In den nach der Einführung wiedergegebenen drei Gesprächen ("Deutungshoheit abgeben", "Produktivkraft durch Differenz", "Wahrnehmung gestalten") werden sehr

unterschiedliche und kritische Äußerungen gemacht. In dem ersten von Irene Albers moderierten Gespräch kommt vor allem Larissa Förster zu Wort, die sich auf eine "postkoloniale Perspektivierung" (35) beruft und neue Formen der Museumsstrukturen fordert, andererseits auch kritisch dem heute häufigen Ruf nach zeitgenössischen Künstlern mit angeblich neuer "Befragung der Sammlungen" gegenübertritt. Allerdings scheitert ihre Forderung nach einer "transnationale[n] sammlungshistorische[n] Forschung" (37), so wünschenswert sie auch ist, an der Realität der bei den Museen vorhandenen Ressourcen, die ja den Kuratoren nicht einmal den Besuch von Tagungen ihres Faches ermöglichen. Klaas Ruitenbeek erwähnt als erfolgreiche Aktivitäten die der beiden Künstler Wa-seem Ahmed (südasiatische Miniaturmalerei) und Yuken Teruya (Agitprop auf Okinawa), die beide die Traditionen erhalten wollten und damit einen ehrlichen Ansatz verfolgten. In Gegensatz dazu stellt er die von Willem de Rooij ("Intolerance", 2010 in der Neuen Nationalgalerie) als Künstler kuratierte Ausstellung, die nur mit seltenen und in sich zusammenhangslosen Werken (Stillleben von Melchior d'Hondecoeter und Federarbeiten von Hawaii) "auftrumpfen" (39) wollte. Schließlich wird noch auf den problematischen Begriff der "source communities" (Herkunftsgesellschaften) eingegangen und ihrer Einbeziehung in Ausstellungsplanungen. Und so geht auch die Forderung von Viola König nach weiteren, die Kuratoren beratenden Künstler-Gremien und einer "permanente[n] Laborsituation" (43) wegen Mangels an Ressourcen ins Leere. Das zweite von Harald Katzmair moderierte Gespräch behandelt vor allem den Begriff "Labor", ein heute zum Modeterminus degradiertes, eigentlich von den Naturwissenschaften klar definierter Terminus. Wenn Agnes Wegner meint, dass die Museen in Dahlem durch ihre Stadtrandlage "ins Hintertreffen geraten waren", stellt sie immerhin fest, dass der oft angeführte "Dornröschenschlaf" von Dahlem auch eine "Konsequenz der mangelhaften Ausstattung" (46) war; seit der Ankündigung des Humboldt-Forums im Jahre 2000 standen dem Ethnologischen Museum mit wenigen Ausnahmen keine Mittel für eine kontinuierliche Ausstellungsarbeit mehr zur Verfügung. Das Lab von Heller hat mit seinen "Probephöhen", die den Aspekt des Theatralischen, Flexiblen und Vergänglichen betonen wollten, hier mit viel, sehr viel Geld eine Chance gehabt. Das dritte Gespräch widmet sich ganz den Fragen der Szenografie, beachtenswert hier die Ausführungen des für das Humboldt-Forum hauptverantwortlichen Architekten Tim Ventimiglia: Für ihn waren vor allem die medialen Experimente eine Inspiration, und er sieht das Projekt als ein Modell dafür, wie das Humboldt-Forum in Zukunft funktionieren sollte. Auch andere Gesprächsteilnehmer wie Detlef Weitz betonen, dass Museen Laboratorien sein sollten, in denen geforscht werde, und aus denen hervorgehe, wie groß das Wissen von Kuratoren sein könne, z. B. anhand des Beitrages von Peter Bolz "Wissen erzählen". Bedenklich stimmt allerdings die Aussage von Ventimiglia, "dass im Humboldt-Forum kaum Platz für solche Ausstellungen sein wird" (57), d. h. größere Räume für unterschiedliche experimentelle Präsentationen. Er sagt auch: "Hätte das Lab zeitlich

früher einsetzen und uns als verantwortliche GestalterInnen involvieren können, wäre es möglich gewesen, ein gemeinsames Vokabular zu entwickeln” (58) und Detlef Weitz betont nochmals: “In der Tat wurde das Humboldt Lab zu einem Zeitpunkt etabliert, als die Würfel für die grundsätzliche Konzeption der Ausstellungen im Humboldt-Forum längst gefallen waren” (58). Heller gibt zu bedenken, dass dem Architektenteam “keine Ressourcen zur Verfügung standen, um regelmäßig an der Lab-Arbeit teilzunehmen” (59). Er bezeichnet als “Berliner Modell” drei Postulate, die sich seiner Meinung nach als “konkrete Formen erst im Lab herauskristallisierten ... Multiperspektivität, die Bedeutung des Publikums und Gegenwartsbezug” (59). Dass diese drei Kriterien aber schon vor seinem Eintreffen in Berlin von den Mitarbeitern des Ethnologischen Museums formuliert worden waren, erwähnt er nicht. Dennoch wird es von ihm heute als sein Credo postuliert, mit dem er angeblich die Dahlemer Wissenschaftler überzeugte, wie wir einem Beitrag von David Singer in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 9. Januar 2016 entnehmen können. Darin wird er als eine Art Clint Eastwood charakterisiert, der in die Städte (Museen) wie im Wilden Westen einreitet.

Den Kern des Buches bilden “Dokumentationen” der Projekte, Kurzfassungen der unter <dokumentation.humboldt-lab.de> ausführlich beschriebenen Projektdossiers. In “Prinzip Labor” finden wir die Ausgangsfragen, Ziele, Projektbeschreibungen und Ergebnisse. Zudem werden die Workshopreihe “Fragen stellen” und die Abschlussausstellung präsentiert. Insgesamt fanden elf Workshops, Symposien und Zusatzveranstaltungen mit Vorträgen statt, die in der vorliegenden Publikation aber nicht näher behandelt werden. Als Lab-Ausstellungen und -Veranstaltungen fanden insgesamt sieben “Probephänen” in fast halbjährlichem Turnus statt. Jede Probephäne enthielt mehrere Einzelausstellungen. Es kann hier nicht auf alle diese Ausstellungen eingegangen werden, zudem sie in dem Buch nur mit wenigen Zeilen und Fotos vorgestellt werden.

Im letzten Kapitel werden nochmals Stellungnahmen von außen einbezogen: Sharon Macdonald erklärt, warum das Zeigen von ethnologischen Sammlungen wegen der “Krise der Repräsentation” schwierig geworden sei. Sie erwähnt die zahlreichen Veränderungen und Fusionen in der ethnologischen europäischen Museumslandschaft und behandelt einzelne “Experimente” oder Ausstellungen der Probephänen vor dem Hintergrund der Reflexivität und Hinterfragung. Ein letztes Thema nennt sie Alterität, dem sie drei Projekte zuordnet, die vor allem Sichtweisen der Indigenen wiedergaben, eine für die Ethnologie charakteristische Methode. Es wäre irrtümlich, hier eine Pionierrolle des Lab zu sehen. Elena Zanichelli, Kunsthistorikerin, stellt zu Recht die Frage, unter welchen Voraussetzungen eine Gleichberechtigung der Kulturen konzeptualisiert werden kann. Ob das Humboldt-Forum “weltweit die kritische Aufmerksamkeit” (241) auf sich gezogen hat, wie Philipp Schorch und Noelle M. K. Y. Kahanu behaupten, wage ich zu bezweifeln. Beide haben das Lab erst im Juli 2015 kennengelernt. Ein “Ethos der Transparenz” (242), wie sie beim

Lab feststellen zu können glauben, hat es nie gegeben. Auch ist ihre Behauptung falsch, dass auf Fragen nach menschlichen Überresten aus Hawaii seitens des Museums nicht geantwortet wurde (247). Gerade diesbezüglich wurde von Seiten des Museums die Öffentlichkeit informiert. Der fortgesetzte transkulturelle Austausch, der immer wieder gefordert wird, scheitert letztlich nicht an einem Widerwillen von Kuratoren, sondern am Mangel an Ressourcen seitens der Museen.

Im “Fazit” kommen die Hauptprotagonisten alle noch einmal kurz zu Wort: Ruitenbeek sieht für die Zukunft “transdisziplinäres Arbeiten, Zusammenarbeit mit bildenden Künstlern und ein Ruck in die Gegenwart” (255) vor. Insgesamt war es aber die zeitgenössische Kunst, die hier Eingang fand. Wegner hat für ihr Abschlusswort als Beispiel die Spiegelkugel von Theo Eshetu genommen, die viel zu klein verloren über den Segeln der Südseeboote hing, bei der die “neue Form ... museumsinterner Kooperation” (97) darin bestand, den Kurator einen Tag vorher zu informieren. Der von ihr geschaffene “demokratische” Raum bedeutete, dass Teile von Projekten, wie z. B. die zu “Süd sehen” gehörenden Fotografien, in dem Buch und der Abschlussausstellung einfach unterschlagen wurden, weil sie Martin Heller nicht genehm waren. Bettina Probst, Leiterin der Stabsstelle beim Humboldt-Forum, beginnt ihr Fazit damit, dass sie das Ende der Entwurfsplanung auf den Juni 2015 legt. Tatsächlich mussten aber von Seiten der Kuratoren diese Arbeiten schon ein Jahr vorher abgeschlossen werden, d. h. die Planungen zum Humboldt-Forum liefen ca. zwei Jahre parallel zum Lab. Gerade die von ihr angesprochene “enge Verbindung zur Planung und Gestaltung der Ausstellungsflächen im Humboldt-Forum” (263) wurde anfangs überhaupt nicht, und später nur teilweise in Betracht gezogen. Heller und seine Mitarbeiter haben am Anfang des Lab unabhängig von den Kuratoren Projekte entworfen und verwirklicht, zu einer Zeit, als es möglich gewesen wäre, in Zusammenarbeit mit allen Kuratoren Neues für das Humboldt-Forum zu entwickeln. Aber zu dieser Kooperation war Heller anfänglich überhaupt nicht und später nur sehr zögernd bereit. Die Projekte wurden so nicht an den von den Kuratoren schon 2009 geplanten Ausstellungsmodulen ausgerichtet. So wird ja auch entgegen manchen Aussagen im vorliegenden Buch in dem in der Abschluss-Ausstellung gezeigten Film auf die Frage nach der Verwertbarkeit des Lab für das Humboldt-Forum größtenteils geschwiegen. Angeblich sollen nur drei bis vier der so genannten Lab-Experimente auch Eingang in das Humboldt-Forum erhalten. Probst deutet an, dass Martin Heller zusammen mit den Direktoren in den Entscheidungsgremien für die Ausstellungen im Humboldt-Forum mit anwesend war und er somit Mitverantwortung trägt für das spätere Humboldt-Forum. Sie spricht aber auch den finanziellen Rahmen an, der notwendig ist, um all die Inhalte und Ideen umsetzen zu können, der jedoch bis dato nicht vorhanden ist. Martin Heller sieht natürlich das Lab als einen Erfolg. Er meint sogar, da erst 40 % der “Ausstellungsqualität” des Humboldt-Forum gesichert seien, müsse man das “Prinzip Labor” jetzt weiter wie einen “Energieschub” einsetzen. Damit erhält das vor-

liegende "gelbe Buch" einen missionarischen Charakter. Das Lab sollte nicht nur für das Humboldt-Forum Impulse geben, sondern auch für die anderen Museen in der Bundesrepublik. Es wird sich zeigen, inwiefern das Lab und das hier besprochene Buch für die deutsche Museumslandschaft von Bedeutung waren. König will das "Prinzip Labor" auf "insulare[n] Sonderausstellungsflächen" (273) zum Bestandteil des Humboldt-Forum machen. Wenn das Lab etwas gezeigt hat, dann, dass es einer echten Kooperation zwischen externen Experten bzw. Künstlern und Kuratoren bedarf, um in und neben Dauerausstellungen zu erfolgreichen Experimenten zu gelangen.

Markus Schindlbeck

**Imhasly, Bernard:** Indien. Ein Länderporträt. Berlin: Christoph Links Verlag, 2015. 207 pp. ISBN 978-3-86153-822-6. Preis: € 18,00

Es ist eine riesige Herausforderung, zeitgemäß die Vielfalt Indiens, des siebtgrößten Landes mit der zweitgrößten Bevölkerung der Welt, auf 207 Seiten vorzustellen. Indien, das in 29 Bundesstaaten und 7 Unionsterritorien aufgeteilt ist, hat viele Sprachen, Ethnien, Religionen, Traditionen, gemeinsame Interessen und Widersprüche. Wie stellt sich Imhasly, der seit 30 Jahren in Indien lebt und nach dem Studium von Linguistik und Ethnologie als Schweizer Diplomat und Südasien-Korrespondent tätig war, dieser Herausforderung? Seine Antwort ist zunächst verblüffend: "*Expect the Unexpected*: Das ist eine gute Losung für die Auseinandersetzung mit Indien, sei es als Bewohner, Besucher oder als professioneller Beobachter" (12).

Zwischen Prolog und Epilog informiert er in 12 Kapiteln lebensnah über Themen, die von anderen Autoren oft nur unter abstrakten Begriffen – Geschichte, Gesellschaft, Religion, Kaste, Minderheiten, Politik, Familie, Wirtschaft, Diaspora, Umwelt, Sport und Kultur – wissenschaftlich trocken behandelt oder journalistisch ohne tiefe Sach- und Milieukennntnis vorgestellt werden. Es gelingt Imhasly, diese Extreme zu vermeiden. Geschichtliche Daten werden insoweit berücksichtigt und respektiert, als sie dem Leser helfen, das heutige Indien zu verstehen.

Das 1. Kap. "Geschichte: Die Geschichte eines Teils – und eines Landes" beginnt mit dem Leben am Gowalia Tank im alten Stadtzentrum von Mumbai und den großen Veränderungen nach 1813, die allmählich zum heutigen Indien führten. Es informiert kurz über soziale, parteipolitische und ethnisch relevante Prozesse und Persönlichkeiten (Vizekönig Lord Ripon, Kolonialbeamter Hume, Sozialreformer Phule, Mahatma Gandhi, die Gandhi-Nehru-Dynastie), um das Entstehen der indischen Nation mit ihrem Kasten- und Berufsbewusstsein, den Religionen und wirtschaftlichen Problemen und Erfolgen für heute verständlich zu vermitteln.

"Einheit in der Vielfalt" charakterisiert das spannende 2. Kap. "Gesellschaft". Persönliche Erfahrungen beim Grenzübergang zu Pakistan und Bangladesch veranschaulichen zunächst einige geschichtliche, territoriale und wirtschaftliche Brennpunkte zwischenstaatlicher Beziehungen. Indien und Pakistan sind aufgrund territoria-

ler Ansprüche "Intimfeinde, und sie sind intime Feinde. Es ist eine Feindschaft, die (erst) so alt ist wie die beiden Staaten" (29). Abgesehen von der 70-jährigen Staatsideologie Pakistans haben sie eine "gemeinsame Mentalität, Volkskultur, Küche, Poesie ... dieselben Sprachen" (30) an der nordöstlichen Grenze. Der Volkscharakter in Bangladesch weist auch auf viele Gemeinsamkeiten mit den indischen Nachbarn auf. Indien stellt sich zur wirtschaftlich bedingten Migrationspolitik Bangladeschs kritisch und zugleich fast freundschaftlich. Die nordöstlichen Probleme blieben Indien an den anderen 7.500 km langen Außengrenzen erspart. Das Wasser, das Meer war "das Ende der menschlichen Welt" (33). "Die Geschichte des [indischen] Subkontinents ist geprägt durch Eroberungen von außen und dem fast völligen Fehlen von Eroberungszügen nach außen" (33).

Imhasly betont zu Recht, dass Indien eine geografische Einheit sein mag, aber im Unterschied etwa zu China, nie eine zentrale politische Organisation wurde und den ganzen Subkontinent umfasst hätte. So verweist er u. a. auf die Vielfalt der Sprachen. Englisch setzte sich als Amtssprache durch. 350 Millionen haben Hindi als Muttersprache. Es werden noch 21 Sprachen als Amtssprachen anerkannt und mit "ihren teils auch noch unterschiedlichen Schriftsystemen erscheinen sie auf jeder Banknote" (34). Die Vielfalt zeigt sich gemäß der Volkszählung von 2001 in weiteren 1.579 Sprachen und über 5.000 Dialekten. "Die sprachlich-ethnisch definierte Autonomie festigt die gesamtindische Identität. Die alte Furcht vor Sezessionen ist weitgehend gewichen" (36). Nicht zuletzt schafft das Kastenwesen einerseits partikuläre Identitäten und andererseits ausgeprägte föderale Strukturen. "Was im lokalen Milieu soziale Gruppen trennt, wirkt im nationalen Kontext als Gegenmittel" (38). Sie kennzeichnen Indien als ein "vielfältiges Ganzes, eine Integration ohne Einheit" (42) mit einem "nationalen Wir-Gefühl" (38).

Im 3. Kap. "Religion: Das Offene Buch Gottes" informiert Imhasly kritisch distanziert über gelebte Religiosität. In seiner Analyse von Glauben und Aberglauben – bei aller berechtigten Betonung der Schattenseiten – hätten nach meinen mehrjährigen Erfahrungen unter Hindus in Varanasi und im Süden Indiens die Lichtseiten der Volksreligiosität mehr Beachtung verdient. Nebst einigen knappen, sehr allgemeinen Hinweisen zur religionswissenschaftlichen Diskussion über Hinduismus, betont Imhasly gekonnt religionspolitische Erfahrungen und den Einfluss von Gandhi, Golwalkar, Vivekananda, Indiens Regierungschef Narendra Modi und der hindu-nationalistischen RSS. Abschließend wird knapp auf die Rolle der Christen und Muslime verwiesen. Sikhs und Stammesreligionen werden in diesem Kapitel nicht erwähnt. Imhasly beantwortet in diesem Kapitel Vivekanandas Frage "Kann das Buch Gottes je eine Ende haben?" (55) vorzüglich im Untertitel mit "Das Offene Buch Gottes", auch wenn er manchmal ungeniert von einem "fröhlichen Durcheinander" (47) berichtet.

Das Kap. "Kaste: Schutz und Stigma" informiert treffend über die vielfältige Kastenproblematik. Imhasly hebt den Einsatz der Sozialreformer B. R. Ambedkar und E. V. R. Periyar für die Entrechteten und Unterdrückten